Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 30

Artikel: Ein Doppelleben

Autor: Widmann, Joseph Viktor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642498

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann. 2

Es war Mittagszeit. Staunton wußte die Kühle des Saales zu schätzen; er lud den einsamen Wirt ein, an der Mahlzeit teilzunehmen, die das Negerweib servierte. Natürlich fiel das Gespräch immer wieder auf die herrschende Epidemie, wie sehr sich auch Staunton Mühe gab, fröhlichere Themata festzuhalten. Der Geist des Hotelwirts taumelte alle Augenblicke zurück in den Abgrund, einem unglücklichen Käfer gleich, der aus einem Erdloche sich befreien möchte, aber am Rande angelangt in die Tiefe wieder zurückkollert. Dazu waren seine Mitteilungen für einen Fremden fast interesselos, da der Wirt bei Aufzählung der hervorragendsten Toten eine Menge Namen vorbrachte, die in New Orleans wohl allgemein bekannt, aber für einen Ausländer inhaltsleere Worte waren. Darum horchte Staunton nur halb auf den Vortrag des geschwätzigen Wirtes, der bald von der wohltätigen „Howardassociation" erzählte, die sich zur Aufgabe gemacht habe, die allgemeine Not zu lindern, bald von Fällen, wie der der letzten Nacht, durch den eine im französischen Stadtteile wohnende vornehme junge Kreolin den Vater und beide Brüder innerhalb weniger Stunden verloren habe. Ulysses Staunton schlürfte zu diesen Geschichten den schwarzen Kaffee, der die Mahlzeit schloß, und lehnte sich zurück in einen Stuhl, in dem er schließlich einschlummerte, wie man einschläft beim Murmeln eines geschwätzigen Baches.

Als er erwachte, zeigte die Uhr auf eine späte Nachmittagsstunde. Der junge Mann zahlte seine Rechnung und bedachte die schwarze Bedienung mit splendidem Trinkgeld, worauf er sich lächelnd von dem Wirte verabschiedete, der eine Weile dem kühnen Fremdling wie einem Boten aus einer bessern Welt nachstarrte, um hierauf wieder in sein apathisches Wesen zu versinken.

Es war jetzt etwas erträglicher in den Straßen, obschon nur ein leises Lüftchen wehte. Staunton schlenderte aufs Geratewohl durch die Stadt und studierte zu seiner Unterhaltung an den Kreuzungen die wunderbaren Namen der Straßen. Da gab es eine Austerlitz-, eine Marengostraße, einen „Glücksweg", eine Magnolienstraße; andere Gassen hießen nach den Musen, nach Halbgöttern; auch die Tugenden prangten an den Ecken; er las Namen wie Weisheits-, Wohltätigkeits-, Kraft- und Geniusstraße. Zuletzt kam er in eine weite, mit den herrlichsten Gärten und herrschaftlichen Villen besetzte Avenue. Glänzende Gittertore, hinter denen schattige Magnolien und graziöse Palmengruppen, Blumenbeete wechselnd mit wohlgepflegtem Rasenteppich sichtbar wurden, bewiesen ihm, daß er in ein Quartier geraten, wo Reichtum und Wohlstand zu Hause seien. Schon wollte er sich hier dem angenehmen Gefühl überlassen, das durch den Anblick des Glückes in Menschen hervorgerufen wird, denen selbst nichts abgeht, als plötzlich aus einem dieser Paläste ein trauriger Zug sich herausbewegte; drei Särge wurden von zwölf Männern auf die Straße hinausgetragen. Kein trauerndes Geleite schloß sich den Sargträgern an, die raschen Schrittes mit ihrer Last davongingen. Aber im hochummauerten Hofe des stattlichen Hauses auf einer Freitreppe, die ins Hauptgebäude führte, stand in weißem Kleide eine Frauengestalt, deren schlanker Leib von krampfhaftem Schluchzen erschüttert wurde. Sie hatte ein Tuch vor die Augen gedrückt und lehnte sich fassungslos an eine alte Mulattin, die ihr zuzureden schien und sich Mühe gab, die Herrin ins Haus zurückzugeleiten.

Der junge Amerikaner stand am Portal wie angewurzelt und blickte auf die Erscheinung im schattigen Hofe. Niemand nahm von ihm Notiz. Auf das Zureden der Dienerin ließ sich die junge Dame ins Haus zurückführen, ohne daß sie das Tuch von den Augen entfernt hätte. So hatte Staunton ihr Antlitz nicht gesehen; aber ihre Gestalt hatte einen tiefen Eindruck auf seine Phantasie gemacht, einen jener Eindrücke, wie sie von bloßen Verstandsmenschen, die dergleichen niemals erfahren haben, nicht begriffen werden, während es so natürlich ist, daß da, wo Jugend, Phantasie und Gemüt lebenskräftig zusammenspielen, eine plötzliche Erscheinung oft überwältigend wirkt. Wo nur hatte er diese Gestalt schon gesehen? Er dachte nach. Nicht in Boston, nicht auf der Reise, weder in Rio noch in der Havanna, noch sonst irgendwo. Aber jetzt tauchte es in ihm auf, das Urbild. Miranda war es, jene Miranda in Shakespeares Sturm, das süße, holde Geschöpf, auf der Geisterinsel einsam wohnend mit dem Vater, dem Könige der Elfen und Kobolde. Auf keiner Bühne hatte er jemals dieses Stück spielen sehen. Aber auf der Bühne seiner Gedanken hatte Miranda diesen Wuchs, diese Anmut der jugendlichen Formen, diesen Zauber in jeder Bewegung.

Ohne sich Rechenschaft zu geben von dem, was er wollte, trat er in den Hof, der ganz verlassen war. In einer offenen Remise standen glänzende Equipagen. Nebenan in der Stallung stampften Pferde. Er öffnete die Stalltür und sah vier edle Tiere, die nach dem Eintretenden die Köpfe hoben. Er näherte sich den Krippen; keine Spur von Futter war darin. Die Tiere wurden vernachlässigt, weil der Herr des Hauses gestorben war. Indem Staunton dies bedachte, fuhr ihm durch den Kopf, was der Wirt erzählt hatte von einer vornehmen jungen Kreolin, die den Vater und die beiden Brüder binnen weniger Stunden verloren habe. Die drei Särge! Kein Zweifel. Er war in diesem Hause.

Er trat aus dem Stalle und nun dünkte es ihn, in der Remise hinter den Karossen rege sich etwas. Noch immer mehr unter dem Impulse eines unklaren Gefühls als eines bewußten Gedankens handelnd, trat er in den Raum und gewahrte einen Diener von irgendeiner Mischrasse, wie man sie in Louisiana antrifft, der in eine eigentümliche Beschäftigung so ganz vertieft war, daß er den eintretenden Fremden anfangs nicht gewahrte. Der gelbliche Schuft schnitt mit einem mittelgroßen Messer aus dem an Pflöcken hängenden Ledergeschirr der Pferde die massiven silbernen Bukkeln und sonstige Zierat heraus, offenbar in der Absicht, da nun im Hause doch alles drunter und drüber gehe, sich mit diesen in seinem Bereich befindlichen Wertgegenständen aus dem Staube zu machen. Ulysses Staunton nahm den Burschen ohne weitere Umstände am Ohr, schlug ihm das Messer aus der Hand und führte ihn, ohne ein Wort zu

sprechen, hinüber in den Stall, wo er ihm in französischer Sprache befahl, den Pferden Futter zu geben. Der ertappte Dieb ließ sich mit jener Unterwürfigkeit, die feigen Naturen eigentümlich ist, alles gefallen, ohne auch von fern nach dem Rechte zu fragen, mit dem der unwillkommene Fremde hier wie der Herr des Hauses auftrat. War es doch ein Weißer, also ein höheres Wesen und dazu ein Mann, der auch die physische Kraft besaß, nötigenfalls seinen Befehlen noch mehr Gewicht zu geben. Der Diener gab unter den Augen Stauntons den Pferden ihr Futter. Als dies geschehen war, nahm ihn Staunton am Kragen, führte ihn durch das noch offen stehende Portal auf die Straße hinaus und applizierte dem Erstaunten einen echten Yankeetritt, der ihn fast auf das gegenüberliegende Trottoir schleuderte. Hierauf kehrte Staunton in den Hof zurück und schloß hinter dem ungetreuen Diener das Gittertor.

Zwischen dem Hauptgebäude und den Stallungen war ein Durchgang, der in einen großen, hinter dem Hause liegenden Garten führte. Mechanisch schlug der junge Amerikaner diesen Weg ein und befand sich alsobald auf den wohlgepflegten Kieswegen einer parkähnlichen Anlage, auf die ein über Stufen erhöhter offener Gartensalon hinausging. Die Abendsonne schien schräg durch die Wipfel großer Zypressen, die in diesem Lande die Höhe und den Umfang der Pappeln erreichen; auch Bäume aus dem Geschlecht der Pinie und andere hohe schattenspendende Waldesriesen schlossen den Garten ein; Rasenplätze wechselten mit Springbrunnen, Teichen und Blumenbeeten; aber kein lebendiger Strahl plätscherte in den Springfontainen. Der junge Mann sah sich um. Was suchte er da? Er gestand sich zum ersten Male, daß er sich in eine seltsame Lage versetzt hatte. Er trat in einer fremden Besitzung auf, als wäre sie sein Eigentum; den ungetreuen Knecht hatte er vor die Tür gesetzt. Hierüber wenigstens war er der Besitzerin dieses Hauses Rechenschaft schuldig.

Der Besitzerin! Ihr Bild stand vor seiner Seele und beherrschte seinen Willen; die Handlungen der letzten zehn Minuten — um ihretwillen, er fühlte es, hatte er sie ausgeführt. Und war es nicht recht, was er sich erlaubt hatte? War sie nicht eine schutzlose Waise? Machte sich nicht schon im ersten Augenblick, nachdem man die Herren des Hauses hinausgetragen hatte, das Fehlen einer männlichen Leitung bemerkbar? Gebot ihm nicht Ritterpflicht, gegen Damen so zu handeln, wie er es getan?

Von solchen Gedanken erfüllt stieg er die Marmortreppe hinan, die aus dem Garten in den großen, luftigen Salon führte, den die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten. Hier ward dem jungen Manne ein ergreifendes Bild. In der Mitte des Saales erhob sich ein Trauergerüst, auf dem augenscheinlich vorhin die Särge noch geruht haben mußten. Zu Häupten des Gerüstes brannten auf großen Leuchtern, wie man sie sonst nur in Kirchen sieht, riesige orangegelbe Wachskerzen mit qualmiger Flamme. Ihnen gegenüber stand im weißen Gewande, die Hände ergebungsvoll gefaltet, das blasse Antlitz sanft zur Brust geneigt, die edle, verwaiste Jungfrau, himmlisch schön in ihrem Schmerze. Ihre schwarzen Augen sah er nicht, denn sie hielt sie gesenkt, so daß die langen Wimpern fast die zarten Wangen streiften, über deren liebliches Oval einzelne perlende Tropfen heiliger Tränen hinabrollten. Aber auch ohne den Sonnenstrahl der Augen gewährte dieses Antlitz in seiner klassischen Schönheit einen überwältigenden Anblick.

Die Dienerin, die alte Mulattin, kauerte im Hintergrunde des Gemachs; nur sie sah den Eintretenden; die Herrin, in ihren Schmerz versenkt, schien nicht zu bemerken, was um sie vorgehe. Den Hut in der Hand stand der junge Mann wie angewurzelt am Eingange des Gartensaales. Da erhob sich die Mulattin und näherte sich der Trauernden, berührte leise ihren Arm und flüsterte ihr einige Worte zu. Die junge Dame erhob ihr von schwarzen Locken umwalltes Haupt und drehte das Antlitz dem Fremdlinge zu, die großen Augen fragend auf ihn heftend. Staunton trat einige Schritte näher, indem er in seine Haltung Ehrerbietung und in seine Gesichtszüge den Ausdruck der tiefen Teilnahme legte, von der sein Herz voll war. Aber er brachte kein Wort hervor, so daß die junge Dame zu der Frage ihrer Augen die ihrer wohllautenden tiefen Stimme gesellen mußte.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte sie in französischer Sprache.

Ulysses Staunton suchte einen Augenblick nach der Antwort; daß er in diesem Momente nicht mit der banalen Mitteilung sich einführen durfte, er habe eigenmächtigerweise einen Bedienten des Hauses am Kragen genommen, war ihm einleuchtend. Er trat noch einen Schritt näher und sprach mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte, die Worte: „Das Leben hat auch sein Recht!“ —

In jeder Situation würde eine derartige abstrakte Sentenz, mit der ein fremder junger Mann bei einer ihm unbekannten jungen Dame sich einführen wollte, dem Fluche des Lächerlichen unterliegen. Hier war die Wirkung nur ein erstaunter Blick aus den schönen Augen des Mädchens und dieser Blick fiel auf ein Zutrauen erweckendes männliches Angesicht, auf dem herzliche Sympathie und der aufrichtige Wunsch, hilfreich zu sein, deutlich zu lesen waren. Die Trauernde senkte ihre Blicke und ihren Lippen entschwebte ein einziges leise gehauchtes Wort des Befremdens: ... „aber“

Der junge Amerikaner fing das Wort auf und sprach mit schon größerer Zuversicht: „Aber Sie wissen nicht, wie ich dazu komme, hier zu stehen und zu Ihnen zu sprechen.“ Die Dame nickte fast unmerklich. „Nun! ... ich weiß es auch nicht, Gott mag es wissen, warum ich hier stehe.“

Diese seltsamen Worte veranlaßten das Mädchen, abermals einen Blick auf den Sprechenden zu richten und wieder war der gewonnene Eindruck ein dem Fremden günstiger, viel günstiger, als was seine Lippen vorbrachten; denn seine Worte hatten dem Mädchen für einen Augenblick die Furcht eingejagt, ob sie am Ende es mit einem des Verstandes Beraubten zu tun habe.

Sie sagte ruhig: „Sind Sie ein mir unbekannter Freund eines meiner armen Brüder oder gar ein ferner Verwandter unseres Hauses, von dem mein guter Vater mir zu sprechen vergessen hätte?“

„Ich bin weder das eine noch das andere,“ antwortete Staunton, „aber Sie dürfen mir trauen, als ob Ihre nun in einer andern Welt weilenden Lieben mich zu Ihnen gesendet hätten. Ein Ungefähr, ein Zufall hat mich vor wenigen Minuten in dieses Haus geführt; doch ich kann es fortan nicht Ungefähr, nicht Zufall nennen.“ (Forts. folgt.)